Zeitschrift: Schaffhauser Beiträge zur vaterländischen Geschichte
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Schaffhausen
Band: 33 (1956)

Artikel: Johannes von Müller
Autor: Schib, Karl
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-841413

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Johannes von Müller

* 3. Januar 1752 in Schaffhausen. † 29. Mai 1809 in Kassel

Die Sippe, der Johannes von Müller entstammte, läßt sich auf den Stammvater Michael Müller zurückführen, einen Gerber aus Rheinau, der sich 1560 in Schaffhausen einbürgerte. Schon dessen Sohn Hans Ulrich wählten die Gerber zu ihrem Zunftmeister und damit zum Mitglied des Kleinen Rates. Die Nachkommen behaupteten sich in der Schaffhauser Zunftdemokratie. Johann Georg Müller (1722—1779), der Vater des zukünftigen Geschichtsschreibers, war Theologe. Er heiratete am 29. März 1751 die Tochter des Pfarrers Johannes Schoop (1696—1757), Anna Maria (1724 bis 1790). Die Eltern Müllers wohnten in der «Helferei» im Südtrakt des ehemaligen Klosters Allerheiligen. Hier wurde ihnen am 3. Januar 1752 ihr erstes Kind, Johannes, geboren. Ein Jahr später übernahm der Vater die Stelle eines Diakons in Neunkirch; in diesem Kleinstädtchen verbrachte Johannes sieben Jugendjahre. 1759 kehrte die Familie in die Hauptstadt zurück, da der Vater zum Lehrer an der Lateinischen Schule ernannt worden war. In der väterlichen Amtswohnung, einem Flügel des ehemaligen Barfüßerklosters, verlebte Müller seine späteren Knabenjahre.

Seinem Großvater Johannes Schoop verdankte Müller die Liebe zur Geschichte. In seiner 1806 verfaßten Selbstbiographie hielt er das Andenken an den Großvater fest: «Dieser, auch Prediger, durch alte Tugend und eigenthümliche Heiterkeit und Herzlichkeit ein ausgezeichneter Mann, gab dem Knaben, sobald er begriffsfähig war, eine sehr große Liebe der Geschichte, worüber, besonders die schweizerische, er viele große Sammlungen und Chroniken zusammengeschrieben hatte: so schön machte Johannes Schoop seinem Enkel den Eintritt in das Leben, daß keine böse Erfahrung späterer Jahre den Frohsinn und das Wohlwollen, womit so ein Großvater das kindliche Herz erfüllt, je ganz auszutilgen vermochte.»

Müller besuchte während sechs Jahren die Lateinische Schule; im Alter von 14 Jahren trat er ins Collegium humanitatis über. Unter seinen Lehrern waren die bedeutendsten Joh. Georg Deggeller (1708—1780), ein guter Kenner der deutschen und fran-

zösischen Literatur, Freund Bodmers und Breitingers in Zürich, und Thomas Spleiß (1705—1775), ein Schüler des Aufklärungsphilosophen Christian Wolff und Jugendfreund Leonhard Eulers.

Die Berufswahl schien sich einfach zu gestalten; die Fürsorge des Vaters bestimmte den Sohn für das Studium der Theologie, «welcher Weg», schreibt Müller in seiner Selbstbiographie, «der wahrscheinlichste war, in der Vaterstadt neben den ihm nicht abgehenden Nothwendigkeiten auch die Bequemlichkeiten des Lebens besoldungsweise zu erhalten». Mit 17 1/2 Jahren bezog Müller die Universität Göttingen.

Seit Albrecht von Haller in Göttingen gelehrt hatte (1736 bis 1753), besuchten Schweizer Studenten in immer größerer Zahl diese Hochschule. Als Müller 1769 sein Studium begann, stand die Universität Göttingen auf der Höhe ihres Rufes, als geistiges Zentrum der deutschen Aufklärung. Müller hörte die Theologen Johann Peter Miller (1725—1789) und Christian Franz Walch (1726 bis 1784), beides Gegner starrer Rechtgläubigkeit, und den Exegeten Joh. David Michaelis (1717—1791), einen ausgeprägteren Vertreter der historisch-kritischen Richtung. Schon nach einem Semester verschob sich Müllers Interesse auf die Kirchengeschichte. Einen entscheidenden Einfluß übte der Historiker August Ludwig Schlözer (1735—1809) auf Müller aus. Schlözer war Anhänger Voltaires und wie dieser für den aufgeklärten Absolutismus begeistert. Er führte Müller nach dessen eigener Aussage zur Geschichte zurück, zur «Muse, die über seine Geburt gewacht und die er zuerst geliebt». Johann Georg Müller schrieb außerdem auch seines Bruders «Entfesselung vom alten Glauben» Schlözer zu.

Der aufgeklärte Neunzehnjährige gab seinen Eltern in überschwänglichen Deklamationen brieflich Auskunft über seine neue Geistesverfassung. Er versicherte sie, lieber unter dem Szepter Josephs II. leben zu wollen, als unter den vielen kleinen heimatlichen Despötchen. «So muß jeder denken, der die gerühmte Freyheit der Schweizer, dieses Schattenbild und eitle Nichts, näher kennen lernt». Auseinandersetzungen unter der Schaffhauser Geistlichkeit, über die ihm sein Vater berichtet hatte, veranlaßten ihn zum Ausruf: «A furore Theologorum libera nos, Domine! Ins Treffen gehe ich nicht; ich will vom Thurme herunter zusehen.» Ueber seine auf dem Felde des theologischen Studiums geleistete Arbeit wies er sich gegenüber dem besorgten Vater mit seiner in Göttingen im Druck erschienenen Arbeit aus: *Nihil esse rege*

Johannes von Müller

Porträt von Felix Maria Diogg, 1797

(Museum zu Allerheiligen, zerstört am 1. April 1944)

Christo ecclesiae metuendum. Nur ungern trat Müller im Herbst 1771 die Heimreise an.

Im Frühling 1772 bestand Müller das theologische Staatsexamen. Einzig der Wunsch des Vaters hielt die Verbindung mit der Theologie noch einige Zeit aufrecht; Müllers ganzes Interesse gehörte der Geschichte. Aus Göttingen hatte er ein druckfertiges Manuskript heimgebracht; Schlözer hatte ihm die Bearbeitung des Kimbernzuges als Thema gestellt. 1772 erschien die 122 Seiten umfassende, Schlözer gewidmete Arbeit Müllers im Druck unter dem Titel *Bellum Cimbricum.* Eifriges Quellensammeln ohne kritische Verarbeitung zeichnete schon diese Erstlingsarbeit aus. Müller hatte eine so gute Meinung von der Qualität seines Werkleins, daß er ein Exemplar an Kaiser Joseph II. schickte. Im Begleitbrief wies er auf den Unterschied zwischen Joseph II. und «den meisten in der Geschichte berühmten Weltbezwingern» hin. «Diese herrschen größtenteils über Sklavenseelen; Ew. Kais. Majestät herrschen durch die Größe Ihres Geistes und Herzens über alle Weise und Edle.» Dann teilte er dem Kaiser seine Absicht mit, nicht nur über große Taten zu schreiben, sondern sich selber einen Platz in den «Annalen der Menschheit» zu sichern.

Bald nach seinem theologischen Examen wurde Müller der Griechischunterricht am Collegium humanitatis übertragen; daneben erteilte er Privatunterricht in Geschichte, Politik, Religion und Geographie. In zahlreichen Besprechungen für Nicolais *Allgemeine Deutsche Bibliothek* ließ Müller seiner Begeisterung für die Aufklärung freien Lauf: «Deutschland kann stolz seyn, daß Lessing sein Bürger ist!»

Als seine eigentliche Lebensaufgabe betrachtete Müller jetzt schon die Erforschung der vaterländischen Geschichte. Mit größtem Eifer sammelte er Quellen. Seit Dezember 1771 stand er in Briefwechsel mit dem Zürcher Geschichtsschreiber und Staatsmann Hans Heinrich Füßli (1745—1832), der ihm sein reiches Material zur eidgenössischen Geschichte selbstlos zur Verfügung stellte. Aehnliche Dienste leistete Müller der Berner Gottlieb Emanuel von Haller (1735—1786), der für seine siebenbändige *Bibliothek der Schweizergeschichte* wertvolles Quellenmaterial gesammelt hatte. Auf einer Versammlung der Helvetischen Gesellschaft in Schinznach traf Müller den Berner Adligen Karl Viktor von Bonstetten (1745—1832). Die enthusiastischen Briefe Müllers an diesen Berner Freund, die Bonstettens Freundin Friederike

Brun 1800 veröffentlichte, erregten die Begeisterung der Zeitgenossen. Die Bewunderung Bonstettens trug wesentlich zur Steigerung von Müllers Selbstbewußtsein bei; ihm verdankte Müller die Befreiung aus der Enge der Vaterstadt.

Während der drei Schaffhauser Jahre hatte sich Müllers Abneigung gegen die heimatlichen Verhältnisse und den geistlichen Stand unaufhörlich gesteigert. «Lieber meine Lebenstage nichts denn Brodt und Wasser als Reichthum, Ruhe, Wollust und Sklaverei. Voilà die Ursache, warum ich so ungern in Schaffhausen lebe», schrieb er 1772 an Füßli. «Was soll ich den Kleinmeistern, dem Regiment der Eisenkrämer und Perückenmacher, welches mich unter unerhörte einfältige Gesetze zwingen will, sklavisch gehorchen, in Kleidung, Reden, Umgang und meiner ganzen Lebensart mich genieren, einen für mich unschicklichen Stand beibehalten — um wer weißt wann? eine Dorfpfarre von 4—500 Gulden zu bekommen? und dann noch der Knechte Knecht zu seyn?» schrieb Müller 1773. Die besorgten Eltern gaben sich der Hoffnung hin, Johannes könnte durch eine Heirat seßhaft werden; es kam zur Verlobung mit einer Bürgerstochter. Aber Müllers Einstellung zur Ehe mußte die elterliche Hoffnung zunichte machen: «Ich bin unverheirathet. Ob aus Ignoranz der Wollust der Liebe? überlaß ich dem Ermessen eines jeden, der mich einmal eine Stunde gesehen, oder ein Bild für sich aus meiner Korrespondenz gemalt hat.»

Am 14. Januar 1774 legte Müller vor dem Kleinen Rat seine Stelle als Griechischlehrer nieder und erklärte in feierlicher Rede, er werde sich nun ganz der Geschichtschreibung widmen, und ganz mit dem Pathos seines zukünftigen Werkes ruft er die Vorsehung an, welche die Freiheit und Verfassung der Republik, welche die ewigen Bünde gemeiner Eidgenossen, welche Ruhe, Unabhängigkeit und Glückseligkeit in unsern Gebirgen erhält; sie beschütze zur Zeit allgemeiner politischer und religiöser Gärung das Vaterland.

Müllers Gedanken weilten in den vergangenen Jahren stürmischer innerer Gärung immer wieder beim Plane der eidgenössischen Geschichtschreibung. Er hatte auf den schon in Göttingen übernommenen Auftrag, für eine englische Weltgeschichte den Abschnitt über die Eidgenossenschaft zu schreiben, verzichtet, in der Meinung, seinem Vaterlande eine vollständige Darstellung seiner Geschichte zu schenken. Schon im Anfangsstadium war er

sich über den politischen Charakter seiner Geschichtschreibung im klaren. «Ich möchte sie zu einer historischen Politik Helvetiens machen. Ich möchte das Geschlechtregister unserer Verfassungen beschreiben und stillschweigend die Geschichte zu einer Methodik verwandeln, wie den Fehlern derselben ohne Revolution abzuhelfen wäre.»

Dank Bonstettens Vermittlung erhielt Müller eine Hauslehrerstelle in der Genfer Familie Tronchin. In dieser Stellung als Gast des Naturforschers Charles Bonnet (1720—1793) und des in Genf niedergelassenen Amerikaners Francis Kinloch verbrachte Müller fast sechs Jahre (1774—1780). Unter dem Einfluß Bonnets, der Naturforschung mit Religiosität im Geiste der englischen Aufklärung verband, wandte sich Müller von der einseitig religionsfeindlichen französischen Aufklärung ab. Voltaire war nun in den Augen Müllers ein Verderber des französischen Staates: «Jedermann sieht mit mir den Schaden ein, welchen Voltaire dem Königreiche gethan hat: jenen Geschmack an Frivolitäten, der ärger als alle Laster ist, weil er entnervt, hat er ausgebreitet und alles Ernste lächerlich gemacht.»

Der Amerikaner Kinloch führte Müller in die angelsächsische Kultur ein und machte ihn zu einem Bewunderer Englands. Gerne hätte Müller in England eine Stelle angenommen; aber diese Pläne zerschlugen sich. In Genf hielt Müller geschichtliche Vorträge, die ihm zum erstenmal weltgeschichtliche Zusammenhänge zu meistern Gelegenheit gaben.

Der Schweizergeschichte bewahrte Müller die Treue; seine zahlreichen Freunde boten ihm die Möglichkeit, Land und Leute aller eidgenössischen Orte aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Die Volksüberlieferung schien ihm ein Fundament geschichtlicher Erkenntnis zu sein, und in den einsamen Alpentälern war nach seiner Ueberzeugung älteste Geschichte erhalten geblieben. Im Jahre 1780 erschienen als Frucht langjähriger Arbeit *Die Geschichte der Schweizer. Durch Johannes Müller. Das erste Buch. Boston, bei der neuen typographischen Gesellschaft 1780* — in «Boston», um die Berner Zensur zu umgehen! Dieser erste Teil der Schweizergeschichte umfaßte 31 Druckbogen und reichte bis zum Jahre 1388. Müller hatte bei der Sammlung von Quellen keine Mühe gescheut, aber unkritisch Urkunden, Chroniken, Echtes und Falsches als gleichwertig behandelt. In bezug auf die Entstehung der Eidgenossenschaft, die im Mittelpunkt seiner Dar-

stellung steht, ist Tschudi Müllers Gewährsmann. Aber die vaterländische Gesinnung, das Einfühlungsvermögen des Verfassers, seine Kunst, mitzuerleben, verbunden mit der glanzvollen Sprache, beeindruckten die Leser derart, daß Müller mit einem Schlag ein berühmter Mann wurde. Man verglich ihn mit Tacitus. «Mit mehr Würde, mit mehr Adel und mit mehr Kraft hat kaum ein neuerer, und mit soviel Einsicht und Muth haben wenige Deutsche Geschichte geschrieben ... Was wir von diesem Werke gesagt und angeführt haben, wird mehr als zureichend seyn, unsere Leser zu überzeugen, daß es der Nation Ehre macht, deren Geschichte es enthält, wie dem Verfasser, von dem es geschrieben worden ist», schrieb ein Rezensent in den *Ephemeriden der Menschheit.* Bonstetten hatte immer die Neigung, zu überborden, wenn er Müllers Größe besang; aber er sprach doch im Sinn und Geiste zahlreicher Bewunderer, wenn er ihm schrieb: «Ich kenne keinen Deutschen, der dir als Redner beikommen kann. Du hast hie und da die glücklichsten Wendungen, und das schöne Feuer der erhabensten Poesie blitzt auf allen Seiten hervor. Von den Alpenhöhen deiner Ideen sieht man auf alle Völker und auf alle Jahrhunderte herab, und die Historie der Schweiz birgt die Geschichte des menschlichen Geschlechts.»

Unter dem Eindruck des Erfolges entschloß sich Müller, nach Berlin zu gehen und seine Dienste dem Preußenkönig anzubieten. Gleim (1719—1803), der Dichter der *Lieder eines preußischen Grenadiers,* lud ihn ein, die Berliner Reise mit einem Besuch in Halberstadt zu unterbrechen: «Eilen Sie, mein theurer Tacitus, auf dem geradesten Wege nach den Landen des großen Mannes, dem's an einem Tacitus fehlt: in die friedliche Hütte seines fast vergessenen alten Grenadiers.» Um Zutritt zum König zu erhalten, schrieb Müller die *Essais historiques* (Berlin 1781), bestehend aus drei Abhandlungen; die erste, eine Schau auf die Geschichte Europas im Mittelalter, *Vue générale de l'histoire politique de l'Europe dans le moyen-âge,* baute auf den Genfer Vorlesungen auf; die zweite war eine Verherrlichunng des aristokratischen Berner Regimes, *Considération sur le Gouvernement de Berne;* die dritte, eine politische Tendenzschrift, *Lettre sur les troubles de la République de Genève,* verfaßte Müller im Auftrage Tronchins gegen die Genfer Partei der «Représentants». Müller erhielt die gewünschte Audienz bei Friedrich dem Großen und äußerte sich mit überschäumender Begeisterung über seine Eindrücke:

«O Friedrich, Friedrich! wie waren sie (die Züge des Königs) schon vorher in meine Seele eingedrungen. Ich werde sie nie vergessen, und wenn ich tausend Jahre leben und Dich nie mehr wiedersehen sollte.» Der König hatte sich aber nicht die Mühe genommen, die ihm überreichten Schriften Müllers zu lesen; nach dem Urteil von Leuten seiner Umgebung, die Müller nicht sehr gewogen waren, bezeichnete er sie als «kleinliche Untersuchungen»; das wahre Genie wähle interessantere Gegenstände. «Allein unsern Deutschen ist das Uebel eigen, das man Wortdurchfall (logon diarrhöa) nennt; eher würde man sie stumm als sparsam mit Worten machen.» Die Enttäuschung vermochte Müllers Begeisterung nicht zu dämpfen; er sprach weiter von der Hoffnung, auf dem großen Schauplatz der Politik wirken zu können. Am 29. März 1781 schrieb er an Bonstetten: «Mit den Preußen und für die Preußen will ich leben und sterben, oder ich will lieber nicht leben.»

In Kassel machte Müller die Bekanntschaft des hessischen Staatsministers Ernst von Schlieffen, dem es gelang, für Müller eine Professur der Geschichte und Statistik am Collegium Carolinum zu vermitteln. Am 14. August 1781 hielt Müller die Antrittsrede über die Bedeutung der Geschichtschreibung. Schlieffen war für Müller ein väterlicher Freund, der ihn trotz der übernommenen Lehrverpflichtungen auf die Hauptaufgabe, die Weiterarbeit an der Schweizergeschichte, hinwies und sich auch nicht scheute, ihm auf moralischem Gebiet Mahnungen zu erteilen; er möge sich geistiger Getränke enthalten, «car je me suis aperçu que peu de chose en suffit pour influer sur votre Raison, pour vous ôter la seule arme contre un penchant — funeste à votre être». Müller war guten Willens und glaubte an Bonstetten schreiben zu dürfen: «Venus ist mit Bacchus entwichen.»

Müllers universales Interesse ließ ihn immer wieder Themen der allgemeinen Geschichte aufgreifen. Es entsprang durchaus seinem toleranten Wesen, wenn er den gehässigen Meinungen entgegentrat, die er bei vielen Zeitgenossen über das Papsttum feststellte. 1782 veröffentlichte er die Schrift *Histoire de l'établissement de la domination temporelle du Souverain Pontife, particuliairement dans la dernière moitié du huitième siècle.* Müller wies in dieser Schrift darauf hin, wie groß die Bedeutung der Entstehung der päpstlichen Macht nicht nur für Italien, sondern für das ganze frühmittelalterliche Abendland war. Den Gedanken, die

Rolle des Papsttums als eine Vormauer gegen militärische Alleinherrschaft aufzuzeigen, nahm er mit größerer Breite in den *Reisen der Päpste* auf. In chronologischem Ablauf schildert er die Reisen der Päpste zu weltlichen Herrschern im Dienste der Verteidigung der kirchlichen Freiheit. Es ging Müller dabei nur um Geschichtsdarstellung im Geiste der Toleranz, und nicht um katholisierendes Idealisieren kirchengeschichtlicher Episoden. Vielleicht hat Müller zeitweise an die Möglichkeit einer Anstellung in Rom gedacht; aber Zumutungen inbezug auf einen Uebertritt zur katholischen Kirche wies er von sich und stand in der Schrift *Gespräch mit Frau B. in Hof Geißmar über das Christenthum* eindeutig zu seinem reformierten Bekenntnis. Durch das Studium der Geschichte, schreibt er, habe er seinen Glauben erkennen gelernt, und der schließliche Sieg des Christentums schien ihm aus dem Ablauf der Universalhistorie hervorzugehen.

Im März 1782 benützte Müller einen Erholungsurlaub, um seinen in Weimar bei Herder weilenden Bruder zu besuchen. Die Begegnung mit Herder war für Müller ein tiefgehendes Erlebnis; Herder trat wie ein «Geschichtsseher» vor ihn hin, der in die Uranfänge der Menschheit hineinzuleuchten versteht. Mit Begeisterung schrieb Müller später nach der Lektüre der *Ideen zur Philosophie der Geschichte:* «Du zeigest mir die Geschichte in der Natur, meine Brüder in mir, mich mir selbst in unserm Haus und Gott allenthalben.»

Im März 1783 ließ sich Müller von der landgräflichen Regierung in Kassel für vier Monate zu einer Reise in die Schweiz beurlauben; von diesem Urlaub kehrte er nicht mehr nach Kassel zurück. Auf Bonstettens Landgut lernte er Niklaus Friedrich von Mülinen (1760—1833), den späteren Berner Schultheißen, kennen, dessen reiche Dokumentensammlung der Weiterarbeit an der Schweizergeschichte sehr förderlich war. Bonstetten bemühte sich, Müller einen Auftrag als «Geschichtschreiber der bernischen Republik» zu verschaffen. Müller hielt vor einem ausgewählten Kreis von Berner Patriziern Vorlesungen über allgemeine Geschichte; aber der Berner Große Rat lehnte die vorgeschlagene Berufung am 5. Januar 1787 ab.

Müller war schon im Februar 1786 einem Ruf des Kurfürsten von Mainz als Erster Bibliothekar gefolgt. In einer politisch sehr bewegten Zeit begann er seine Tätigkeit im Dienste des Kurfür-

sten Freiherr von Erthal, der zu den edelsten Vertretern des aufgeklärten Absolutismus gehörte.

Bevor Müller Bern verließ, gab er das erste und zweite Buch seiner Schweizergeschichte in Druck; sie erschienen noch im Jahre 1786. In Mainz arbeitete er die erste Hälfte des dritten Buches aus, das sich bis 1436 erstreckte und 1788 im Druck erschien. Das erste Buch war gegenüber der Erstausgabe von 1780 vollständig neu gearbeitet. Müller schrieb jetzt unter dem Eindruck einer Bedrohung der Eidgenossenschaft durch Kaiser Joseph II.; der Nachweis vollständiger Rechtmäßigkeit der eidgenössischen Freiheit wurde zum eigentlichen Zweck seiner Geschichtsdarstellung; in der Vorrede an alle Eidgenossen wiederholt Müller den Appell, zu den Tugenden der Eidgenossen zurückzukehren, in dichterischer Sprache: «Rechtschaffenes, für dein Vaterland rüstiges Volk! laß dir von keinem Sophist widerlegen, was deine heldenmüthigen Altvordern über die Furcht vor überlegener Macht und über die Schrecken des Todes erhob: Gott bewahret unsern Bund. Gering von Macht, auf daß du dich nicht überhebest; frey, und stiller Freyheit Muster, verfolgter Unschuld Freystätte; eine bewaffnete Nation, der Obrigkeit ungezwungen gehorsam, und je vaterländischer, desto gerechter, desto besser; dies Volk sollte seyn: du bists.»

Das zweite Buch widmete Müller dem Kurfürsten von Erthal, das dritte der Vaterstadt: «Die Ursache, o Vaterstadt, warum ich dir diese Blätter widme, ist, weil jeder gern von dem spricht, was ihm das erfreulichste ist . . . Du, o Vaterstadt, wirst nie weder die Würde, welche einer freyen Republik, noch die bescheidene Mäßigung, die einer der kleinsten Republiken zukömmt, aus den Augen setzen.» Aller Groll über die Enge der heimatlichen Zunftstadt war begraben; Müller hatte schon 1784 seinem Bruder bekannt, er habe «auswärts dem Vaterland vergeben gelernt». Schon die zeitgenössische Kritik stellte fest, daß der Patriotismus die Seele von Müllers Geschichtschreibung war: «Dem Patriotismus ist offenbar diese ganze Geschichte geweiht, sie predigt laut, auch wo sie nur erzählt, Liebe zum Vaterlande, zur Freyheit und Einigkeit, den Eifer für Tugend und gemeinen Wohlstand» (Henking II, S. 108, Anm. 3).

Als Müller sein Amt in Mainz antrat, stand das politische Leben Deutschlands unter dem Eindruck des im Jahre 1785 zustandegekommenen «Fürstenbundes». Friedrich II. von Preußen, der alte

Habsburggegner, versuchte, die durch das angriffige Regiment Kaiser Josephs II. aufgeschreckten Fürsten um sich zu sammeln. Kurfürst von Erthal war dem Fürstenbund beigetreten und übertrug Müller, sobald er dessen politische Ader entdeckt hatte, dessen publizistische Verteidigung. Schon im Mai 1787 erschien Müllers Schrift *Darstellung des Fürstenbundes.* Die Ablehnung der Universalmonarchie ist das Leitmotiv von Müllers Ausführungen. Absolute Freiheit, stellte er einleitend fest, ist zwar unmöglich; aber Freiheit im Rahmen der Gesetze ist gottgewollt und menschenwürdig. Menschliche Leidenschaft und Sittenverderbnis zerstörte die bürgerliche Freiheit. Die ersten Menschen, die Gottes Gebot verließen, unterjochten einander; als die Nationen entarteten, setzte ihnen Gott «Weltmonarchen».

Das bewährteste Mittel gegen den Despotismus ist nach der Ansicht Müllers das Gleichgewicht der Mächte. Bündnisse der Schwächeren hätten immer wieder allzu große Machtzusammenballungen verhindert oder zerstört. Dank einem System des Gleichgewichts behauptete sich in Europa die Freiheit, und Europa wurde zum führenden Erdteil. Müller findet herrliche Worte für die Leistung Europas in der Weltgeschichte und die Stellung Deutschlands in diesem Erdteil. Assoziationen, Eidgenossenschaften sind die beste Garantie für die gemeinschaftliche Freiheit innerhalb des Deutschen Reiches. Der Kaiser braucht keine große Hausmacht; die Größe des Reiches besteht darin, daß die kaiserliche Macht nicht unabhängig ist von Fürsten und Städten. Diese Ordnung ist die beste Friedensgarantie; denn sie müßte sich auflösen, sobald Eroberungspolitik getrieben würde. Müller zeigt dann, wie der Fürstenbund durch die revolutionäre Politik Josephs II. veranlaßt wurde. Nur was dieser Fürst als richtig erkenne, sei in seinen Augen existenzberechtigt; das Interesse des Staates sei die einzige Richtschnur seines Handelns.

Müller überblickt dann die ganze Reihe der Mitglieder des Fürstenbundes. Preußen widmet er zwei Abschnitte; der erste wurde zum Nekrolog auf den Gründer des Fürstenbundes, Friedrich den Großen, der am 17. August 1786 gestorben war. «Wie ein Mensch am Abend nach vollendeter Arbeit seine müden Glieder dem Schlaf überläßt, so stieg Friedrich herab zu den Helden der Vorzeit, nachdem die Verhältnisse der Stände des Reichs und das Interesse von ganz Europa durch den Fürstenbund festgesetzt und gesichert worden.»

Müllers Schrift war ein Ereignis. Fürsten und Minister spendeten dem Verfasser uneingeschränktes Lob. Der Geschichtschreiber des Fürstenbundes, Leopold von Ranke, schrieb 1871: «Eine der besten historisch-politischen Schriften, welche wir überhaupt besitzen, ist die Arbeit Johann Müllers über den Fürstenbund; er verknüpft darin das Ereignis des Tages mit dem geistlich-weltlichen Herkommen im Reiche und den Weltbegebenheiten der letzten Jahrhunderte.»

Während zweier Jahre setzte sich Müller mit äußerster Hingabe für den Fürstenbund ein. Nur die Leidenschaft, mit der er sich dem Fürstenbund widmete, bietet eine Erklärung dafür, daß er sich sogar ernsthaft mit der Frage des Anschlusses der Schweiz an diese Union deutscher Fürsten auseinandersetzte. Neutralität schien zwar Müller die «erste Klugheitsregel» für die eidgenössischen Politiker zu sein; aber wenn er als «Teutscher» durch das Mittel des Fürstenbundes für eine bessere Zukunft des ganzen Deutschen Reiches kämpfen konnte, geriet jene Klugheitsregel in den Hintergrund. So brach Müller im August 1787 im Einverständnis des Kurfürsten und im Auftrag des Königs von Preußen nach der Schweiz auf, um die Geneigtheit der einzelnen Orte für einen eventuellen Anschluß an den Fürstenbund auszukundschaften. Als Resultat dieser Mission mußte Müller feststellen, daß die politische und geistige Zersplitterung der Eidgenossenschaft viel zu groß sei, als daß ein Anschluß der Schweiz an den Fürstenbund möglich wäre. Er hielt immerhin eine Beeinflussung des Schweizervolkes für denkbar und scheute sich nicht, seine Geschichtschreibung als Mittel der Aufklärung zu empfehlen.

In den Augen der preußischen Regierung war der Fürstenbund nichts weiteres als ein antihabsburgisches Instrument. Wenn die politische Diskussion rund um den Fürstenbund für die Geschichte der deutschen Reichsverfassung im allgemeinen und die Entwicklung der nationalen Idee im besonderen eine gewisse Bedeutung erhielt, so hat Müller daran das größte Verdienst. Seine Ideen über eine Aenderung der Reichsverfassung im Rahmen und durch das Mittel des Fürstenbundes brachte er am klarsten in seiner Schrift *Teutschlands Erwartungen vom Fürstenbunde* (1788) zum Ausdruck. Als alles zu versanden drohte, griff Müller hier das Thema nochmals mit aller Energie auf und entwarf im Einverständnis mit seinem Kurfürsten einen eigentlichen Plan zur Reichsreform. Ein echter Reichszusammenhang sollte erreicht, ein Vater-

landsgeist begründet werden, damit die Deutschen endlich sagen dürften: «Wir sind eine Nation.»

Auf Müllers publizistische Tätigkeit im Dienste des Fürstenbundes gründete sich sein Ansehen in diplomatischen Kreisen. Als nach dem für Oesterreich enttäuschenden Abschluß des zweiten Koalitionskrieges in Wien angesichts der immer bedrohlicher werdenden Uebermacht Napoleons der Gedanke auftauchte, eine Annäherung der deutschen Fürsten einzuleiten, wurde Müller im Januar 1804 von der österreichischen Regierung in geheimer Mission nach Dresden, Weimar und Berlin geschickt. Müller, der sich einst so entschieden für den Fürstenbund eingesetzt hatte, schien für diese Mission besonders geeignet zu sein. Der diplomatische Erfolg blieb aus; aber vor allem der Besuch in Weimar wurde für Müller zu einem Höhepunkt seiner Laufbahn. Mit Herzog Karl August stand Müller seit der Zeit des Fürstenbundes in Beziehung; jetzt war Müller wiederholt Gast des Herzogs und stand mit ihm in bestem Einvernehmen. Goethe hatte Müller kurz vorher als Mitarbeiter für die *Jenaer Allgemeine Literaturzeitung* gewonnen; jetzt zeigte ihm Goethe seine Münzsammlung und stellte fest, wie umfassend Müllers Geschichtskenntnisse waren; selbst untergeordnete Figuren seien ihm ganz gegenwärtig gewesen. Im Hause Goethes traf Müller mit Wieland, Madame de Staël und Benjamin Constant zusammen. Mit Benjamin Constant unterhielt er sich über das Schöpfungsproblem und die Frage des Anfangs der Weltgeschichte. Schiller arbeitete gerade am *Tell*, zu dessen Vorstudien er Müllers Schweizergeschichte eingehend benützt hatte. Kurz vor Müllers Ankunft war Herder gestorben. Müller war sofort bereit, bei der Herausgabe von Herders Schriften mitzuhelfen. «Wir wollen suchen, da er nicht mehr ist, an seinem Namen Treue zu beweisen.» Müller erklärte sich bereit, die historischen Schriften zu bearbeiten; sein Bruder Johann Georg sollte Herders Biographie verfassen und den theologischen Nachlaß für den Druck vorbereiten. Schon am 6. Februar 1804 konnte Caroline Herder an Johann Georg über die durch Johannes geleistete Vorarbeit schreiben: «Vom Himmel ist er mir in diese Tage zugesandt worden! O Theurer, tausendfach hat er mir die Liebe vergolten, die wir Ihnen nur schwer haben zeigen können — so bereitet Gott Menschen zu seinen gütigen Werkzeugen. Ihr Bruder, der Genius von Kopf und Herz, hat den größten Theil der hinterlassenen Schriften und Blätter unsres Seligen durchgangen, hat

gerathen, wie alles zu ordnen, anzuwenden sey — hat die Materien der sämtlichen Schriften in ihre Fächer geordnet — die Anzeige der Herausgabe revidirt, das heißt ganz gemacht, die nun bald erscheinen wird.»

In Mainz hatte Müller den Ausbruch der Französischen Revolution erlebt. Die ersten Revolutionsereignisse lösten bei ihm nur Zustimmung aus. «Der 14. Julius ist der schönste Tag seit dem Untergang der römischen Weltherrschaft», schrieb er an seinen Bruder. Gegenüber dem preußischen Staatsmann Dohm erklärte Müller: «Welch eine Scene in Frankreich! Gesegnet sey ihr Eindruck auf Nationen und Regenten! Ich hoffe, mancher Sultan im Reich werde heilsam erzittern, und auch manche Oligarchie lernen, daß man's nicht zu weit treiben darf.» Je gewalttätiger sich die Revolution aber entwickelte, umso mehr flaute Müllers Begeisterung ab. Ratschläge, die er in Deutschland und der Schweiz erteilte, gingen dahin, revolutionäre Bewegungen kraftvoll zu unterdrücken und gerechtfertigte Wünsche der Völker zu berücksichtigen.

Im Jahre 1790 richtete Müller an Kaiser Leopold II. das Bittgesuch, ihn in den Reichsritterstand zu erheben. Am 6. Februar 1791 genehmigte der Kaiser das Gesuch, und der Geedelte konnte seinem Bruder schreiben: «So ist denn itzt mein ganzer Name: Johannes Edler von Müller zu Sylvelden, des H. R. R. Ritter.» Während Müller sich auf einer Mission nach Wien befand, eroberten die Franzosen Mainz. Nach siebenjähriger Tätigkeit in kurfürstlich-mainzischen Diensten erhielt Müller seinen Abschied und trat sofort als «K. K. würklicher Hofrath bei der geheimen Hof- und Staats-Canzlei» in den Dienst der österreichischen Regierung.

Für neun Jahre wurde nun Wien Müllers Arbeitsstätte (1793 bis 1804). Das erste größere Amtsgeschäft, das ihm übertragen wurde, war die publizistische Bekämpfung der preußischen Politik im Zusammenhang mit dem Basler Frieden. Preußen hatte sich von der antifranzösischen Koalition getrennt und mit der französischen Republik in Basel einen Separatfrieden geschlossen (5. April 1795). Darauf versuchte es eine Vermittlerrolle zwischen dem Deutschen Reich und Frankreich zu spielen. Gegen diesen Plan richtete sich Müllers anonyme Schrift *Die preußische Mitverwendung für den Reichsfrieden.* Müller legte dar, daß der Kaiser den Antrag Preußens auf Mitwirkung am Friedensgeschäft sich nicht

gefallen lassen könne. «Der gemeinste Sinn von Ehre, wie man ihn bei einem jeden Schildbürger voraussetzen darf, reicht hin, die ganze Indignität eines solchen Antrages fühlbar zu machen.» Eine zweite Schrift Müllers trug den Titel *Erklärung im Namen S. K. M. von Preußen.* Preußen mußte sich sagen lassen, daß seine Politik gegen Polen ebenso widerspruchsvoll sei wie das Preisgeben der Kriegsziele, mit denen es den Kampf gegen das revolutionäre Frankreich einleitete. In einer weiteren Schrift *Die Uebereilungen* erhebt Müller gegen die kriegsmüden Reichsstände den Vorwurf, die Friedensunterhandlungen zu überstürzen, in einer Zeit, da Frankreich durch Hunger und Anarchie bedroht sei. Die Reaktion von preußischer Seite auf die mit größter Heftigkeit vorgebrachten Angriffe Müllers war so kräftig, daß Müller glaubte feststellen zu müssen, der Sprecher der preußischen Regierung, H. W. von Bülow, habe ihm im «wahren Styl eines Stallknechts» geantwortet. Bülow hatte behauptet, alle Besitzungen Preußens seien Früchte einer edeln, weisen Politik; es sei nie Preußens Grundsatz gewesen, Länder zu annektieren, einfach weil sie ihm gelegen waren. Müller antwortete darauf mit der Schrift *Fernere Beleuchtung des zu Basel geschlossenen Friedens und der damit verbundenen Handlungen:* «Trauet, Leser, euren Augen; es heißt so, die Stelle lautet so, und scheint nicht Satyre zu seyn; erröthet für das Jahrhundert, welchem man so etwas ins Gesicht sagen darf. Die teutschen Herren lachen (der Teutschmeister bückt sich); die Westpreußen und Südpreußen seufzen; was sagen die Danziger? Höhnisch zucken auch die Schlesinger die Achsel...»

Gegenüber denen, die den Widerspruch zwischen Müllers Stellungnahme zur Zeit des Fürstenbundes und der jetzigen glaubten feststellen zu müssen, beteuerte der also Angegriffene, es sei ihm beidemale um «Wahrheit und Recht» gegangen. Sein Bruder Johann Georg freilich war mit dieser Versicherung nicht beruhigt: «Schreibe doch um alles Willen nicht mehr so heftig gegen Preußen», mahnte er am 11. August 1796, «hat's das mindeste genützt? ja mehr erbittert. Ich denke nie ohne große Sorgen an dich, nie ohne Gebet».

Eine Folge des Basler Friedens war der französische Angriff in Oberitalien im Frühling 1796. Als die Hiobsbotschaften über die österreichischen Niederlagen nach Wien kamen, erhielt Müller den Auftrag, mit einer Flugschrift den Widerstandswillen wieder aufzurichten. Müller gab seiner Schrift den Titel *Die Gefahren*

der Zeit und das Motto «Ihr habt noch nicht bis aufs Blut widerstanden». Mit Beispielen vor allem aus der römischen und österreichischen Geschichte suchte Müller zu zeigen, wie außerordentliche Notlagen durch außerordentliche Anstrengungen überwunden wurden. In einem ungedruckten Entwurf spricht Müller vom Beruf des Geschichtschreibers, belehrend in die Politik einzugreifen: «Unter den mannigfaltigen Vorzügen einer gründlichen Kenntniß der Geschichte vor ungebundenen Theorien und vor Geburten der Einbildung war immer einer der wesentlichsten, daß sie in beyderley Glück von dem Ueberspannten zurückhält. Dieses fühlte der Verfasser nie mehr als in diesen letzten Tagen, wo anscheinende Gefahren des Staats viele in anderen Rücksichten schätzbare Männer zu weibischer Furcht erniedrigten, ganze Cabinetter zu falschen Schritten verführten und Uebelgesinnten die Erreichung ihres Zwecks (allgemeine Verwirrung) erleichterten. Er, wie jeder in der Noth nach gewohnten Waffen greift, sah sich in der Geschichte, seinem Studium von Jugend auf, um Belehrungen um, ob der gegenwärtige Krieg, seine Gefahren, unsere Feinde denn würklich so beyspiellos und unaufhaltbar seyen und einen so eigenen Charakter tragen, daß durchaus eine andere als die bestehende Ordnung der Dinge unvermeidlich wäre.» Der jetzige Krieg, meinte Müller, sei nur insofern beispiellos und unerhört, als die Franzosen nicht nur auf Eroberungen ausgingen, sondern die Vernichtung der christlichen Ordnung auf jedem Gebiete des Lebens im Schilde führten. Mit seiner ganzen Sprachkunst schildert Müller die Begeisterung der französischen Revolutionstruppen. Im Entwurf seiner Schrift wagte er die Behauptung: «Das Evangelium der Freyheit und Gleichheit mit der noch immer sehr zweydeutigen Aussicht auf das damit verbunden seynsollende große Glück kann unmöglich mehr entflammen, als unsere Väter durch unerschütterten Glauben an Gott und ewigen Lohn es wurden.»

Sobald bessere Nachrichten vom oberitalienischen Kriegsschauplatz in Wien eintrafen, griff Müller wieder zur Feder, um in einer zweiten, *Mantua* betitelten Flugschrift in jubelnder Begeisterung die Wende zu feiern: «Mantua ist entsetzt!» — «Das Werk der Rettung Italiens hat glorwürdig angefangen.» Diese Schrift Müllers wurde unter anderem zu einem Loblied auf Italien. Die Enttäuschung folgte aber auf dem Fuße. Am 2. Februar 1797 eroberten die Franzosen die heißumstrittene Festung. Müllers Flugschriften —

in denselben Zusammenhang gehört auch die Schrift *Eine Ausbeute von Borgoforte* — haben eine dramatische Phase des oberitalienischen Feldzuges festgehalten.

Während seiner Wiener Zeit nahm Müller die Arbeit an der *Universalhistorie* wieder auf, für die er in seinen Genfer Vorlesungen den Grund gelegt hatte. Sie sollte nach des Verfassers Meinung ein Buch werden, «das ich denen, die die christliche Religion nicht kennen, nicht ungenießbar machen möchte» ; der eigentliche Zweck seines Buches sollte die Aufzeigung des Zusammenhangs sein zwischen dem Ablauf des Weltgeschehens und dem Plane des Welturhebers. In der Vorrede von 1797 kennzeichnet Müller sein Werk als ein Bekenntnis zur Freiheit, zum Gesetze, zur Billigkeit in der Beurteilung menschlicher Schwächen, als ein hohes Lied auf große Talente und Willenskraft in Verbindung mit Humanität. Müller hielt nur Teile des umfangreichen Manuskriptes für druckreif; seinem Bruder überließ er testamentarisch die Auswahl. Johann Georg entschloß sich zur Herausgabe des Ganzen, und so erschien ein Jahr nach des Verfassers Tode das Werk unter dem Titel *Vier und zwanzig Bücher Allgemeiner Geschichten besonders der Europäischen Menschheit. Durch Johannes von Müller. 1797. Herausgegeben nach des Verfassers Tode durch dessen Bruder Johann Georg Müller.*

Nur Müllers gewaltiger Arbeitskraft ist es zu verdanken, daß in Wien auch die Schweizer Geschichte gefördert wurde. «Ich arbeite den ganzen Tag immer wenigstens 10, meist 12, auch bis 14 Stunden», schrieb er an seinen Bruder. 1795 erschien die zweite Hälfte des dritten Buches, die Geschichte des Alten Zürichkrieges von 1436—1443.

Im Auftrage des österreichischen Außenministers Thugut reiste Müller 1797 in die Schweiz, um angesichts der drohenden Umwälzung zur Einigkeit zu mahnen; in zahlreichen Berichten an Thugut entwirft Müller ein Bild der inneren Auflösung, deren Zeuge er im November 1797 war; über die Lage in Bern schrieb er: «J'ai quitté Berne avec d'autant plus de regrets qu'il me paroit guerre possible d'augurer à cette république jusqu'ici si heureuse une continuation bien longue encore de son bien-être ni même de son existence.»

Nach erfolgtem Umsturz wählte die Schaffhauser Wahlversammlung Müller zum Mitglied des obersten Gerichtshofes der Helvetischen Republik. Maßgebend war bei seinen Mitbürgern vor allem

der Wunsch, in der Zeit der größten Not den Mann in der Heimat zu wissen, von dessen Können und Einfluß sie die höchste Vorstellung hatten. Johann Georg beschwor seinen Bruder, die Wahl anzunehmen: «Ich rufe dich, Allerliebster, also nicht zum Vergnügen, sondern in die Unruhe, als Arzt zu einem todtkranken Körper.» Müller lehnte aus guten Gründen ab; er könnte, schrieb er, sich nicht eher zur Teilnahme an öffentlichen Angelegenheiten entschließen, als bis er Sicherheit habe, «daß ein freier Schweizer ohne irgend eine andere Vorschrift als den Willen des Volkes, ohne irgend eine Furcht als vor den Gesetzen und ohne einen anderen Zweck, als die Erhaltung eines jeden bei Ehre, Leib und Gut und des gemeinsamen Vaterlandes bey Freyheit und Friede, sie verwalten könne». Müller sah zu deutlich, daß die Schweiz für längere Zeit in den Händen der Franzosen bleiben werde. «Wer müßte der seyn, welcher die Franzosen vermögen wollte, bey euch die nicht zu seyn, welche sie sonst überall sind?»

Kurze Reisen in die Schweiz bestätigten Müller den Eindruck der Franzosenhörigkeit der schweizerischen Regierung. Anläßlich seiner letzten Schweizerreise im Juli 1804 schien es ihm, als hätten die abgetretenen Regenten nur eine Sorge, die Landvogteien mit den gleichen Einkünften zurückzuerhalten; alles übrige kümmere sie wenig. «So ist der Staat verfallen, weil die Seele erlosch. Man mag Formen und Formeln schmieden; der Sinn ist erstorben.»

In Wien war Müller im Jahre 1803 durch eigenes Verschulden in schwerste Not geraten; ein Betrüger hatte Müllers Neigung zur Knabenliebe verbrecherisch ausgebeutet und ihn in schwere Schulden gestürzt. Müller erlebte die schwersten Stunden seines Lebens; von Selbstmordgedanken gepeinigt, verfaßte er sein Testament. Sein Bruder und edle Freunde halfen ihm aus der Not. Zu diesen gehörte der junge Erzherzog Johann, der Müller als Lehrer und Freund zeit seines Lebens hochschätzte.

Oben wurde bereits auf die Mission Müllers nach Dresden, Weimar und Berlin im Jahre 1804 hingewiesen. Müller war am Berliner Hof aufs liebenswürdigste aufgenommen worden; der König bot ihm an, in preußische Dienste zu treten. Bald darauf siedelte Müller von Wien nach Berlin über. Schon im September steckte der neue «Historiograph des Hauses Brandenburg» mitten in der diplomatischen Abwehr des immer weiter vordringenden napoleonischen Imperialismus. Nur ein weitgehendes Einvernehmen der drei östlichen Großmächte, schrieb er in einer Denkschrift vom September

1804, könne Europa vor dem Sturz in den Abgrund bewahren. Müllers Einsatz zugunsten eines österreichisch-preußischen Bündnisses führte ihn zur freundschaftlichen Zusammenarbeit mit dem österreichischen Publizisten Friedrich von Gentz (1764—1832). Das Einvernehmen zwischen Oesterreich und Preußen schien Gentz «Deutschlands letzte und gleichsam sterbende Hoffnung» zu sein. Müller schrieb an Gentz, er habe Tag und Nacht keinen andern Gedanken «als den der Entlarvung des Tyrannen und seiner Zauberkünste». Müller erhielt den Titel eines geheimen Kriegsrates und wurde zum Mitglied der Akademie ernannt.

Trotz stürmischer Tätigkeit im Kreise der Partei, die entschlossen für den Krieg gegen Napoleon eintrat, war es Müller möglich, 1805 das bis 1475 reichende vierte Buch der Schweizergeschichte und die Revision des ersten bis dritten Teiles zu veröffentlichen (1805).

Am 14. Oktober 1806 zerschlug Napoleon die preußische Kriegsmacht bei Jena, und am 27. hielt er seinen Einzug in Berlin. Auf sein Ersuchen hin erhielt Müller am 20. November bei Napoleon Audienz. Ueberwältigt von der großen geschichtlichen Persönlichkeit des Franzosenkaisers, spielte Müller sofort mit dem Gedanken, in seinen Dienst zu treten, um am Aufbau einer neuen Weltordnung mitwirken zu können. Zwar verherrlichte er noch am 24. Januar in einer Akademie-Rede Friedrich den Großen — *De la gloire de Frédéric;* aber bald darauf bat er König Friedrich Wilhelm III. um den Abschied. Dieser plötzliche politische Gesinnungswechsel erregte bei vielen Zeitgenossen Aufsehen. Empört kündete Gentz Müller in einem leidenschaftlichen Schreiben die Freundschaft auf: «Die ganze Zusammensetzung Ihres Wesens ist ein sonderbarer Mißgriff der Natur, die einen Kopf von außerordentlicher Stärke zu einer der kraftlosesten Seelen gesellt. Die Masse von vortrefflichen Gedanken, von sinnreichen und oft tiefen Kombinationen, die seit zwanzig Jahren durch Ihre Feder gegangen, schien sich bloß für andere zu entwickeln; in Ihnen selbst hat nichts haften, nichts Wurzel schlagen können; Sie sind und bleiben das Spiel jedes zufällig vorübergehenden Eindrucks. Stets bereit, alles anzuerkennen, alles gelten zu lassen, alles zu umfassen, sich gleichsam mit allem zu vermählen, was nur irgend in Ihre Nachbarschaft tritt, konnten Sie nie zu einem gründlichen Haß oder zu einer gründlichen Anhänglichkeit gelangen. Ihr Leben ist eine immerwährende Kapitulation!»

Diese scharfe Verurteilung der erstaunlichen Schwenkung Müllers ist verständlich, hatte dieser doch Seite an Seite mit Gentz gegen Napoleon gekämpft. Aber Gentz übersah, daß Müllers Kampf geistig nie dem Standort eines deutschen Nationalisten entsprang; in den Augen Müllers war Napoleon vor allem der Zerstörer des europäischen Gleichgewichts und der Todfeind der Kleinstaaten.

Müller hatte sich eine Heldenverehrung zu eigen gemacht, die an antiken Heroenkult grenzte; diese Einstellung gegenüber Napoleon und dessen im Kriege gegen Preußen erneut zutage getretenes Kriegsglück ließen in Müller die Ueberzeugung aufkommen, es sei unnütz, dem Gang des Weltgeschehens fernerhin zu widerstehen. Der Zusammenbruch des alten Europa schien ihm schicksalhaft zu sein, und Müllers immer lebendiger Wille, am Aufbau einer neuen Weltordnung aktiv mitzuwirken, ließ ihn alle Hemmungen beiseite schieben.

Manche Zeitgenossen haben Müllers Haltung gebilligt. Goethe blieb ihm in Freundschaft verbunden und übersetzte gerade jetzt Müllers Rede *De la gloire de Frédéric* ins Deutsche. Herzog Karl August verhandelte mit Müller über eine Anstellung in Weimar. Bevor diese Verhandlung zu einem Resultat führte, berief der König von Württemberg Müller als ordentlichen Professor der Geschichte an die Universität Tübingen (21. Oktober 1807). Aber auf der Hinreise überbrachte ihm ein französischer Kurier den Befehl, vor Napoleon in Fontainebleau zu erscheinen. Müller ließ die Stelle in Tübingen fahren, erschien am 12. November zur Audienz vor dem Kaiser und wurde am 17. zum Minister-Staatssekretär für das Königreich Westfalen ernannt. So wurde Kassel, wo Müller vor mehr als zwei Jahrzehnten am Carolinum gelehrt hatte, seine neue und letzte Wirkungsstätte.

Schon am 30. Dezember 1807 vertauschte Müller dieses Amt mit demjenigen eines Staatsrates und Generalstudiendirektors. Trotz aufreibender Verwaltungsarbeit vermochte Müller im Laufe dieses Jahres noch die erste Hälfte des fünften Buches seiner Schweizergeschichte herauszugeben. Mit dem Tode Waldmanns (1489) brachen Müllers *Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft* ab. Mit meisterhafter Formulierung verurteilte Müller noch den durch die Zürcher Bürgerschaft an ihrem Bürgermeister begangenen Justizmord: «Keine Tyrannei ist unmenschlicher, als die im Namen des Volkes und gemeinen Wohls. Wenn, wie anderen Uebeln der Natur und Gesellschaft, ihr auf ewig vorzubeugen un-

möglich wäre, so müßte die bürgerliche Freiheit mit unzähligen Formen umzäunt werden, um ihr das abscheuliche Werk doch möglichst zu erschweren.»

Müllers Wirken war im übrigen während seiner kurzen Kasseler Ministertätigkeit ganz auf die Erhaltung des westfälischen Schulwesens, besonders der Universitäten, gerichtet. Er erlebte die Genugtuung, sich mit Erfolg für die Erhaltung der Universität Göttingen einsetzen zu können, der er das große Bildungserlebnis seiner Jugendzeit verdankte. Getreu seinem universalen Denken wollte er im Staate Jérômes bei Deutschen und Franzosen für das gegenseitige Verständnis wirken: «Die Deutschen und Franzosen sollen sehen, daß ich nur das Gute will». Diese Haltung Müllers war nicht neu, hatte er doch seine Rede «De la gloire de Frédéric» mit Worten abgeschlossen, die in der Uebersetzung Goethes lauten: «Und Du, unsterblicher Friedrich, wenn von dem ewigen Aufenthalt Dein Geist . . ., nunmehr von vorübergehenden Verhältnissen befreit, sich einen Augenblick herablassen mag auf das, was wir auf der Erde große Angelegenheiten zu nennen pflegen, so wirst Du sehen, daß der Sieg die Größe, die Macht immer dem folgt, der Dir am ähnlichsten ist. Du wirst sehen, daß die unveränderliche Verehrung Deines Namens jene Franzosen, die Du immer sehr liebtest, mit den Preußen, deren Ruhm Du bist, in der Feier so ausgezeichneter Tugenden, wie sie Dein Andenken zurückruft, vereinigen mußte».

In ununterbrochener Auseinandersetzung mit König Jérôme, dem unfähigsten und widerwärtigsten der Napoleoniden, verbrauchte Müller seine letzten Kräfte. Die lümmelhafte Bemerkung des Königs, Gelehrte seien für ihn überflüssig, die Universitätsstädte sollen zerstört werden, beantwortete Müller mit einem würdigen Demissionsschreiben: «Sire, le 28 déc. 1807 V.M. voulut un directeur général de l'Instruction Publique. Elle m'en offrit l'emploi, je l'ai accepté. Aujourd'hui en m'annonçant qu'Elle ne veut que des ignorans et qu'Elle réserve un sort funeste aux villes à universités, Elle m'a donné ma dimission. Sa volonté est ma loi; j'accepte». (11. Mai 1809) .

Am 29. Mai 1809 starb Müller und wurde auf dem Kirchhof der reformierten französischen Kirche zu Kassel beigesetzt. Kronprinz Ludwig von Bayern ließ auf seinem Grabe ein Denkmal errichten mit der Inschrift: «Was Thukydides den Griechen, war Johannes von Müller den Deutschen».

Die Wirkung Müllers auf die Nachwelt war tief und umfassend. Vor der Romantik und vor der historischen Rechtsschule hatte er in einer Zeit, die ganz eingenommen war von ihrer Einzigartigkeit, von der Verachtung der Vergangenheit und vom Fortschrittsglauben, auf die Größe und die Leistung vergangener Epochen hingewiesen. Die universale Betrachtungsweise Müllers befruchtete die zukünftige Geschichtsschreibung. «Von der Höhe seines durch jahrhundertelange Neutralität, wie eine Insel, von dem übrigen Europa und seinen Bewegungen isolierten Schweizerfelsens», schrieb Friedrich Schlegel 1820, «sah er gleichsam auf die scheinbar noch ganz ruhige Oberfläche aller andern Nationen und Staaten weit umher herab, und hatte ein wunderbar richtiges Vorgefühl von den Stürmen, welche sie bald bewegen würden». Für den Historiker Leopold von Ranke war Müller Vorbild in der «seelenvollen Auffassung» der Geschichte und in der Prägnanz des Ausdruckes. Müller verfügte nach dem Urteile Rankes über einen Ausdruck, «der, obwohl nicht frei von Manier, doch überall den Leser über das Gemeine erhebt; er schreibt in fortwährender Beziehung auf die höchsten Aufgaben der Menschheit».

Als Alexander von Humboldt Müller während seiner trüben Kasseler Zeit auf das aufstrebende Amerika hinwies, stand dieser unter dem Eindruck, die europäische Kultur scheine ihre absolute Geltung zu verlieren. In universaler Schau blickte er pessimistisch auf Europa und zukunftsfroh auf die Neue Welt: «Ist's doch ein großer Anblick, so eine Epoche der Vollendung, wo ein Weltteil, welcher so lange der erste gewesen, ermüdet, sinkend, die Fackel einem andern weit über die Meere darreicht».

Für seine Heimat war Müller der Ehrenretter der eidgenössischen Vergangenheit und gleichzeitig ein Baumeister der zukünftigen Einheit. Während Jahrzehnten galt er nicht nur in seiner Vaterstadt, sondern in der gesamten Schweiz als Inbegriff des Patriotismus.

Quellen und Literatur: Ueber die Quellenlage gibt die beste Auskunft der Anmerkungsapparat von Karl Henking, *Johannes von Müller 1752—1809*, 2 Bde., Stuttgart und Berlin 1909 und 1928. — Die Literatur ist verzeichnet bei Ernst Schellenberg, *Johannes von Müller-Bibliographie* (Beiträge 29 1952, S. 161 bis 216); die handschriftliche Fortsetzung der Bibliographie befindet sich in der StadtB.

Karl Schib